



Dolce e amaro

Leonard Schwartz

«Du bist manchmal ganz schön zerstreut», das hat Marianna mehr als einmal zu mir gesagt. Da hat sie nicht ganz unrecht. Das bin ich manchmal. Ich höre das nicht gerne. Das war nicht immer so. Aber mit zunehmenden Interessen und angereichertem Wissen könnte das schon sein. Irgendwann scheint die Gehirnkapazität ausgeschöpft zu sein. Da bin ich allerdings nicht sicher, ob diese Erklärung für die temporären Defizite genügen kann.

Sie hat mich mal gefragt, ob ich denn früher als Kind so wie heute gewesen sei. Meint sie jetzt selbstsicher, eloquent und sophistiziert? Die Photographien beweisen eher das Gegenteil. Sie zeigen einen schwächlichen, dünnen Knirps, wohl auch etwas kränklich und sehr ängstlich. Auch hustete ich etwas zu häufig. Und als man angeblich «zwei Schatten auf der Lunge» entdeckte, war offenbar die Diagnose Richtung Tuberkulose erwiesen. Das

ergab genug Evidenz, den schwächtigen «Lenneli» ins Kindererholungsheim Bad Sonder in Teufen zu stecken.

Besucht hat mich dort ich glaube nur die gute Seele Tante Franziska. Sie war es, die mich auf der Reise in die Hügel in der alten Appenzeller Bahn begleitet hatte. Oder doch meine Mutter? Wohl eher nicht. Die hatte andere Sorgen. Ich hatte Heimweh nach den Grosseltern und meiner Tante. Ich heulte jedes Mal steinerweichend, wenn sie nach ihren Besuchen wieder abreisen musste. Andere Erinnerungen an dieses Heim habe ich wenige. Etwa an jenes unvergessliche, die Dunkelheit zerfetzende Gewitter, das während des Abendessens den grossen Essraum und unseren Milchreis und Zwetschgenkompott mit grellem Dauerzucken durch hohe Fenster blitzte und unsere armen Kinderseelen verdonnerte.

Ich fürchtete mich wie noch selten, wurde aber wahrscheinlich von einer Frau in Weiss, vermutlich von einer Schwester beruhigt. Man war da oben streng, aber irgendwie auch nachsichtig und gütig. Eine Pflanzstätte des Bösen, wie es uns vielleicht die neuere Heim- und Verdingbuben-Literatur weismachen möchte, war diese Heilstätte ganz sicher nicht gewesen. Gut, wir mussten uns nach dem Mittagessen hinlegen und still sein. Das war nicht einfach. Heute wäre ich froh, wenn das alle müssten, in Einzelfällen gleich 24 Stunden lang pro Tag. Die Stoa geniesst meine Sympathie.

Ich fühlte mich trotz Heimweh da oben geborgen. Wie später einmal im Kantonsspital nach einer Blindarmoperation. Da wäre ich am liebsten geblieben. Ich wollte nicht mehr nach Hause zu diesem neuen, merkwürdigen, sprachlosen und in jeder Beziehung zweiten Mann, und zu meiner unzufrieden hadernden Mutter zurückkehren.

Wie gesagt, im Bad Sonder war Disziplin angesagt, was zum Beispiel eben diese Ruhestunden in der Liegehalle betraf. Da durfte man nicht sprechen. Ja richtig, auch an einen

Waldspaziergang erinnere ich mich jetzt wieder, mit Tante Franziska und an den Schuhraum. Irgendwas muss mit den Schuhen gewesen sein. Schmutzige Schuhe putzen? Ich weiss es nicht mehr. Da war irgendetwas Unangenehmes. Vielleicht weil ich meine Schuhe noch immer nicht selber binden konnte? Oder war es schon wieder der drohende Abschied von meiner Tante? Wieder allein sein zu müssen? Und eigenartig ist auch, dass ich mich an keine Mitbewohner erinnere. Als wäre ich da oben ganz alleine gewesen. In einer Art Isolationsaufenthalt.

Ich weiss nur, dass ich keine Ahnung hatte, was ich da oben im Appenzell eigentlich sollte. Grossmutter sprach verbohrt von Keuchhusten, die Ärzte von Asthma und Anzeichen von einer Tuberkulose.

Irgendwann hat mich dann Tante Franziska wieder zu den Grosseltern heimgeholt. Eltern hatte ich wie andere Kinder, so schien es jedenfalls, damals keine. Ich war wieder zuhause, und alles war wahrscheinlich gut. Ob mein Leben von diesen Erfahrungen geprägt wurde, kann ich nicht beurteilen. Mag sein. Zu vermuten ist es. Ängste, Demütigungen und Verlassenheitsgefühle sind wohl kaum ein taugliches Beet, in dem gesunde und kräftige Blumen heranwachsen, höchstens Blumen des Bösen, giftiger Fingerhut, der in unserem Leben früh aufkeimen könnte. Das klingt jetzt aber sehr nach Heilkräuterpsychologie. Solche Sätze schreibe ich in der Regel nie.

Vielleicht ist an der Theorie frühkindlicher Verletzungen als Auslöser von Lebens-Konstanten doch was dran, auch wenn sie nicht selten als Ausflüchte von Kriminellen gelten wollen.

Aber bitte, noch einmal: Ob das Böse, wie immer wieder von theologischer Schlagseite mit Vorbedacht angedeutet, genuin als Ausdünstungen aus des Teufels Küche zu verstehen ist, überlasse ich den Gottesgelahrten mit Vergnügen. Aber böse oder bösartige Menschen, die gibt es. Ich zähle mich nicht zu ihnen.

Zudem: Der Begriff geht mir langsam auf die Nerven. Damals dominierten mein junges, wohl auch etwas infantiles Leben nichts Böses, sondern unerklärbare Ängste. **Ich träumte von riesigen schwarzen Bäumen** und hatte Halluzinationen von einem Neger, der mich über dem Fussende meines Bettes anstarrte. Oder ich konnte nicht einschlafen und sah Leute endlos in einen Zug ein- und aussteigen. Vermutlich hatte ich Fieber gehabt. Natürlich wurde ich ausgelacht. Meine sogenannte Familie war handfest und resistent für Raffinierteres als Zucker.

Überhaupt, diese «Familie». Die Spielkameraden im Sandkasten fragten auch schon mal, wer und wo denn mein Vater sei? Und meine Mutter? Was ist mit denen? Ja, wo waren die? Vor allem mein Vater. Den habe ich nie gesehen. Und wenn doch, dann war ich zu jung gewesen. Ich habe dann notlühend einfach meinen Grossvater zum Vater ernannt. Meine Mutter arbeite irgendwo in einer Fabrik. Die könne halt nicht immer da sein, sagte man mir.

In Wirklichkeit war sie überhaupt nicht da. Physisch selten genug und in Gedanken immer woanders. Sie war nach der Scheidung offenbar auf Männersuche. Warum sie sich von ihrem ersten Mann - von ihrem zweiten, dem Versager, das war dann schon klar - warum sie sich scheiden liess, habe ich bis heute nie genau abklären können. Hat mich auch nie speziell gefesselt. Sie sagte nur, dass ihr erster nicht gearbeitet und stattdessen Groschenromane im Bahnhofbuffet gelesen habe. Geglaubt habe ich ihr das schon recht früh nicht mehr. War vermutlich eine Schutzbehauptung. Der Mann fühlte sich vielleicht eingeeengt, gefangen in dieser Mussheirat. Und nicht vergessen: Das waren die 50er-Jahre.

Was sollte ich glauben? Zudem war es mir herzlich egal. Tante Franziska hat mir später erzählt, dass mein unbekannter Vater sehr musikalisch gewesen sei, folglich Musiker werden sollte,

was aber von seinen Eltern nicht akzeptiert wurde. Er musste eine Lehre als Spengler absolvieren. Schon sehr ordinär, diese Geschichte, nicht?

Glück sah anders aus. Er habe deshalb auch nicht immer Arbeit gehabt und die Familie vernachlässigt: Geldsorgen, Erkenntnis, dass man in einer Zwangsehe lebte, Entfremdung, andere, grössere Pläne für die Zukunft? Zitat Mutter: Es ging einfach nicht mehr. Sie wollte höher hinaus. Hotelsekretärin, das wäre es für sie gewesen, hat sie mehr als einmal gesagt. Aber ehrlich, dazu war sie wahrscheinlich einfach zu doof. Fleissig, das schon, frei nach Jean Paul: «Sie wässerte ihre Gedanken fleissig.» Aber war sie auch intelligent genug? Man darf es bezweifeln. «Der Zweifel ist der Weisheit Anfang», sagt Descartes. Und der musste es ja schliesslich wissen. Wenn Falckner das liest, wird er mir wieder meine Zitierfreude vorhalten.

Was aber wissen wir über diese Mussheirat? War das doch bloss eine missratene Bettangelegenheit? Der Mann hat's ihr schlicht nicht richtig besorgt? Weder mit Geld noch mit Geist. Mit Sex? Darüber hat man nie gesprochen. Damals schon gar nicht.

Nach der Scheidung brauchte sie, das ist Originalton, einen Ernährer für sich und den Buben. Für den Buben, das Danaergeschenk zum neuen Jahr, ihr schlechtes Gewissen auf dünnen Beinen.